

Conrad Ferdinand Meyer und die »Brüder«

Gedichte wie »Die Füße im Feuer«, »Zwei Segel« oder »Der römische Brunnen« machten ihn zum Lesebuchautor. Er war einer der wenigen namhaften deutschsprachigen Dichter des 19. Jahrhunderts, die noch einen engen Bezug zum christlichen Glauben hatten – und wahrscheinlich der einzige, der sich eine Weile sogar für die Brüderbewegung interessierte. 2025 jährte sich Conrad Ferdinand Meyers Geburtstag zum 200. Mal.¹

Jugend

Conrad Meyer (den zweiten Vornamen Ferdinand führte er erst ab 1865 zur Unterscheidung von einem Namensvetter) wurde am 11. Oktober 1825 in Zürich geboren und wuchs in einer gebildeten, wohlhabenden und frommen Familie auf. Seinen Vater, Regierungsrat Ferdinand Meyer (1799–1840), verlor er bereits im Alter von 15 Jahren. Das Verhältnis zu seiner Mutter Elisabeth Meyer geb. Ulrich (1802–1856) war schwierig; sie hielt ihren heranwachsenden Sohn für hochmütig und verroht, verurteilte seine dichterischen Ambitionen und setzte ihn religiös stark unter Druck. Ein ihr zuliebe 1844 aufgenommenes Jurastudium brach er nach zwei Jahren wieder ab. Es folgten mehrere Jahre depressiver Isolation, in denen er kaum das Haus verließ.

1852 begab er sich in die (christlich geführte) Heilanstalt Préfargier am Neuenburgersee, wo es dem Arzt James Henri Borrel (1812–1872) und dessen Schwester Cécile Borrel (1815–1894) bald gelang, ihn psychisch zu stabilisieren. Anfang 1853 entlassen, verbrachte er noch zwei Monate im benachbarten Neuchâtel und ging dann für den Rest des Jahres nach Lausanne zu dem Historiker Louis Vulliemin (1797–1879), der schon mit seinem Vater befreundet gewesen war und seit 1847 der »Église libre« (Freikirche) des Kantons Waadt angehörte. Mit dieser machte nun auch Meyer Bekanntschaft – und mit einigen anderen Glaubensgemeinschaften, wie er Cécile Borrel Ende Mai oder Anfang Juni 1853 berichtete:

»Ich gehe regelmäßig in die Kirche, auch wenn ich mich weder der Église libre noch den Darbysten noch den Mormonen angeschlossen habe, die hier ebenfalls ihr kleines Lokal haben.«²

Einen namentlich bekannten »Darbysten« hatte er bereits im April getroffen, nämlich den Genfer Charles Eynard (1808–1876), der gleichfalls mit Vulliemin befreundet war und diesen in Lausanne besucht hatte, was Conrad in Briefen an seine Mutter und an seine Schwester Betsy (1831–1912) dreimal erwähnt.³

Bekehrung

Die Zeit bei Vulliemin erwies sich für Meyer als segensreich. Der Historiker verschaffte ihm nicht nur einen Übersetzungsauftrag und damit die erste sinnvolle Beschäftigung, sondern ihm gelang auch das, wo-



Conrad Ferdinand Meyer (1883)

1 Der vorliegende Artikel basiert auf einem Referat, das ich am 27. September 2025 im Arbeitskreis »Geschichte der Brüderbewegung« in Wiedenest gehalten habe. Detailliertere Quellenangabe sind in dem 72-seitigen Vortragsmanuskript auf www.bruederbewegung.de/arbeitskreis/referate/meyer_rochat.pdf zu finden.

2 R[obert] d'Harcourt: C.-F. Meyer. *La crise de 1852–1856. Lettres de C.-F. Meyer et de son entourage*, Paris (Félix Alcan) 1913, S. 181 (im Original französisch).

3 Ebd., S. 160, 172, 192.



Louis Vulliemin (1859)

rum sich Meyers Mutter viele Jahre vergeblich bemüht hatte – den mittlerweile 28-jährigen zum christlichen Glauben zu führen. Zwei Wochen nach Conrads Rückkehr ins heimatliche Zürich konnte Elisabeth Meyer dem Lausanner Freund dankbar berichten:

»Der Eindruck, den ich von der moralischen und religiösen Wandlung Conrads empfangen habe, war so entschieden, dass ich dem Herrn dafür mit gefalteten Händen danke. Ich bin auch darüber glücklich, dass der fromme Freund meines vorzüglichen Gatten das Werkzeug der größten aller Gnadewirkungen war, und ich glaube, dass unsere Freude einen heiligen Widerhall im Himmel findet. ... Sie haben nicht zu viel gesagt. Mein Sohn ist Christ. Der Geist Gottes hat ihm seine Sündhaftigkeit vor Augen geführt. Wenn Conrad nicht seine eigene Schwachheit gefühlt hätte, wäre er nie zu Jesus gegangen, um Vergebung und die Wandlung seines Herzens zu erlangen ... Er hat ein so tiefes Bewusstsein von seiner Verderbtheit und von dem göttlichen Erbarmen, dass unsere Gebete hoffentlich völlige Erhörung finden. Was ihm noch fehlt, sind Ausdauer und Beharrlichkeit, und Sie wissen es, obwohl Sie es nur schonend angedeutet haben.«⁴

Meyer selbst drückte die Veränderung in einem Brief an seinen Jugendfreund Conrad Nüscheler (1826–1910) so aus:

»Was bleibt? was hält: nur der feste Punkt: Gott u: Heiland. Da ist Licht. Kraft. Jugend. Bestand u: Liebe. Ich möchte keinen Tag mehr ohne Christus leben. Wunder nimmts mich, ob sie bald merken, daß ich mit Sakk u: Pakk zum Christenthum übergegangen bin? Es versteht sich, ohne jede Anwendung von Pietismus, einfach, ruhig aber ganz.«⁵

Während der Sohn nun einige Stabilität gewonnen hatte, ging es mit der psychischen Gesundheit der Mutter leider bergab. Als im Juli 1856 ein geistig behinderter Pflingling der Familie an einer schweren Krankheit starb, steigerte sich Elisabeth Meyer derart in Selbstvorwürfe hinein, sie sei an seinem Tod schuld, dass sie sich – wie vier Jahre zuvor ihr Sohn – in die Heilanstalt Préfargier einweisen ließ. Am 27. September 1856 stürzte sie sich dort in den Fluss Zihl; ihr Abschiedsbrief ist ein erschütterndes Dokument religiöser Wahnvorstellungen.⁶

Rochat

Für Conrad und Betsy, die sich sehr nahe standen, war der Tod der Mutter bestürzend und befreiend zugleich. In den folgenden Jahren unternahm Meyer – teils in Begleitung seiner Schwester – mehrere Auslandsreisen, um seinen Horizont zu weiten; die erste führte ihn von März bis Juni 1857 nach Paris. Nicht lange nach seiner Rückkehr lernte er in Zürich einen »Bruder« kennen, mit dem er bis zum Ende seines Lebens befreundet bleiben sollte: den Waadtländer Romanisten Alfred Rochat (1833–1910).

Rochat, in Vevey geboren, war der Sohn des freikirchlichen Pastors Charles Rochat (1792–1838) und dessen englischstämmiger Frau Ann(a) Eliza(beth) geb. Dorville (1797–1837). Vermutlich durch die ebenfalls in Vevey ansässige, den »Brüdern« angehörende Familie Rossier war der früh Verwaiste mit der Familie von Graffenried in Berührung gekommen, die ihn 1848 nach Tübingen mitnahm, wo er gemeinsam mit Karl Wil-

4 Elisabeth Meyer an Louis Vulliemin, 15. Januar 1854; zitiert im Nachwort von Augustin Thierry: *Erzählungen aus den merowingischen Zeiten*. Aus dem Französischen übersetzt von Conrad Ferdinand Meyer, hrsg. von Gerlinde Bretzinger und Hans Zeller, Nachwort von Gerlinde Bretzinger, Zürich (Manesse) 1972, S. 414f.

5 Meyer an Conrad Nüscheler, 6. Januar 1854; zitiert in Karl Emil Hoffmann: »Conrad Nüscheler v. Neuegg und seine Beziehungen zu Conrad Ferdinand Meyer«, *Die Schweiz* 23 (1919), S. 191–198, hier 197.

6 Er ist z.B. abgedruckt in Betsy Meyer-Ulrich: »... das ganze Herz deiner Mutter«. *Briefe an Betsy und Conrad Ferdinand Meyer 1846–1856*, hrsg. von Dagmar Schifferli und Brigitta Klaas Meilier, Zürich/München (Pendo) 1998, S. 365–367.

helm von Graffenried (1834–1909) und Henri Rossier (1835–1928) das Lyzeum besuchte und 1849 die Gründung der zweiten deutschen Brüdergemeinde miterlebte.⁷ 1853 begann er in Zürich ein Philologiestudium, das er 1855 mit der Promotion abschloss. Von 1857 bis 1872 war er an der Universität Zürich als Privatdozent für romanische und germanische Sprachen tätig; sein Forschungsschwerpunkt lag auf der Literatur des Mittelalters und auf der französischen und okzitanischen Grammatik.

Wie es zu der Bekanntschaft mit Meyer kam, ist leider nicht überliefert. Rochat erinnerte sich 1899 in einem Brief an Meyers Biografen Adolf Frey (1855–1920):

»Während jener Zeit machten wir allwöchentlich große Spaziergänge miteinander und spielten dann gewöhnlich eine Partie Schach, wenn wir ein Wirtshaus trafen wo ein Schachbrett zu finden war. Sehr häufig wanderten wir nach der romantisch gelegenen Trichterhauser⁸ Mühle. Auf solchen Spaziergängen unterhielt mich M. von seinen Zukunftsplänen; er dachte damals lediglich daran, Dramen zu schreiben, und entwickelte mir mit großem Eifer die Charaktere und Situationen: *Ne croyez-vous pas que ce sera beau, ne croyez-vous pas?*⁹ wiederholte er. Ich war, von der fortwährenden Conversation ermüdet, oft ganz zerstreut und antwortete: *oui, oui*,¹⁰ ohne recht zu wissen um was es sich eig. handelte. [...] Die Grundlage war stets rein geschichtlich.«¹¹

Ein gemeinsames Projekt der beiden – die Übersetzung von Theodor Mommsens *Römischer Geschichte* ins Französische – scheiterte 1859 an Schwierigkeiten mit dem Verleger Hachette in Paris. Meyer begann sich nun zunehmend auf sein dichterisches Schaffen zu konzentrieren, wobei ihn Rochat unterstützte und beriet:

»Wann er seine ersten Balladen schrieb, weiß seine Schwester besser als ich. Damals kam er regelmäßig zu uns und las sie uns vor. Was mich als eine Seltenheit (obwohl allerdings keine Seltenheit bei wirklichem Talent) frap-pierte, war daß er alle meine Kritiken sofort annahm, sobald ich auf dieselben beharrte und deren Richtigkeit ihm zu beweisen suchte. Gut! sagte er, ich werde das ändern. Tags darauf war eine neue Strophe erfunden und der Gedanke anders gestaltet.«¹²

Zur Veröffentlichung gelangte von diesen poetischen Versuchen jedoch vorerst nichts.

Wingfield

Etwa zur selben Zeit – zwischen 1858 und 1860 – entstand noch eine zweite Freundschaft Meyers mit einem »Bruder«: Während eines Urlaubs in Engelberg (Kanton Obwalden) lernte er den ehemaligen englischen Geistlichen Henry Mills Wingfield (1823–1886) und dessen Frau Ellen geb. Faber (1815–1898) kennen. Ob die beiden ihm ihre bewegte Vorgeschichte erzählten, ist ungewiss: Wingfield hatte als Hilfspfarrer (*curate*) im nordenglischen Egglecliffe ein Verhältnis mit der verheirateten Ellen begonnen, was seine Karriere beendet hatte; nach Ellens Scheidung waren die beiden nach Deutschland ausgewandert, hatten 1849 in Baden-Baden geheiratet und sich am Bodensee niedergelassen.



Alfred Rochat (um 1860)

7 Vgl. meinen Artikel »So aktiv wie eh und je«. Zum 200. Geburtstag von Peter Nippel«, *Zeit & Schrift* 4/2024, S. 24–31, hier 25.

8 Eig. Trichterhauser; eine Mühle in der Gemeinde Zollikon im Kanton Zürich.

9 »Glauben Sie nicht, dass das schön sein wird, glauben Sie nicht?«

10 »Ja, ja.«

11 Alfred Rochat an Adolf Frey, 6. Januar 1899; zitiert in Conrad Ferdinand Meyer: *Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe*, Bd. 6, hrsg. von Hans Zeller, Bern (Benteli) 1988, S. 437.

12 Ebd.



Engelberg (um 1910)

In einem der folgenden Jahre muss Wingfield zu den »Brüdern« gefunden haben, während seine Frau offenbar Anglikanerin blieb.

Laut den nachgelassenen Aufzeichnungen Betsy Meyers war es vor allem Wingfield, der die Geschwister Meyer zur Auseinandersetzung »mit religiösen Fragen und Problemen mannigfacher Art« anregte und ihnen »gewisse, damals viele regsamen Geister beschäftigende Ideen nahe brachte«¹³ – die Ideen der »Brüder«. Noch über 40 Jahre später konnte Betsy diese Ideen bemerkenswert treffsicher zusammenfassen:

»In der Mitte des vorigen Jahrhunderts schon versuchte es eine Schar erlesener Geister in England und anderwärts sich zu sammeln aus allen christlichen Kirchen, deren Versteinerung und Unzulänglichkeit sie erkannte, zu einer freien Gemeinde christlicher »Brüder«. Sie wollten keine neue Kirche gründen, nur ohne Kirchengesetz und geistliches Amt sich unter dem Banner des reinen Bibelwortes verständigen, sich vereinigen, um eine Gemeinde der »Wartenden« zu bilden. In England war es Darby, der weite Gesellschaftskreise für diese von ihm vertretene Idee begeisterte. In Genf war es ein feiner Geist, eine edle Persönlichkeit der Laienwelt, die in heiligem Eifer für sie Propaganda machte [= Eynard]. Und gerade dieser vornehme Genfer war es, mit dem der Baron Ricasoli¹⁴ auf religiösem Gebiet innerlich am nächsten verwandt sich fühlte.

Auch unser von Conrad im Engelbergertal gefundener englischer Freund [= Wingfield] gehörte, sagte er uns, als er in der Blüte seiner religiösen Begeisterung stand, prinzipiell keiner andern Gemeinde zu, als dieser im Gedanken ihrer Stifter von aller äußern Form befreiten Brüdergemeinde. In Zürich war es Conrads Freund Dr. phil. A. Rochat, der Sohn eines bekannten Waadtländergeistlichen und einer englischen Mutter, der schon durch seine Erziehung und durch die in Vevey und Montreux hochgeachtete Familie seiner Frau [= Rosalie geb. Rossier] derselben Richtung angehörte.«¹⁵

Die Geschwister Meyer setzten sich eine Weile ernsthaft mit diesen Gedanken auseinander. Als Meyer 1860 unter dem Titel *Bilder und Balladen von Ulrich Meister* hundert Gedichte zusammenstellte und dem Leipziger Verleger Johann Jacob Weber (erfolglos) zur Veröffentlichung anbot, befanden sich darunter auch mehrere mit durchaus landeskirchenkritischer Tendenz; so geißelte Meyer einmal kirchliche Gottesdienste als »Phrasenwerk und Geberdenspiel«, während er den in schlichter Umgebung wortmächtig predigenden Apostel Paulus wohlwollend-ironisch als »Sectirer« bezeichnete.¹⁶

Von Dauer war diese Sympathie für außerkirchliche Bestrebungen allerdings nicht; mit der Zeit setzte sich wieder eine distanziertere Betrachtungsweise durch. Laut Betsy Meyer »erkannte« ihr Bruder, »was der englische Freund erlebte, als historisch festgestellte Begleiterscheinungen des Urchristentums, als Spiegelungen, Nebensonnen, die schon vor vielen Jahrhunderten in der Kirche aufgetaucht und von ihr als Irrlehre überwunden worden waren«.¹⁷ Betsy selbst fügte in ihren nach 1901 niedergeschriebenen Erinnerungen eine Kritik an den »Brüdern« hinzu, die um 1860 noch kaum eine Rolle gespielt haben dürfte, 40 Jahre später aber durchaus nicht unberechtigt war:

13 Maria Nils: *Betsy. Die Schwester Conrad Ferdinand Meyers*, Frauenfeld/Leipzig (Huber & Co.) 1943, S. 97f.

14 Der italienische Politiker Bettino Ricasoli (1809–1880) hatte 1849–51 im Exil in der Schweiz gelebt und dort sowohl mit Eynard in Genf als auch mit der Familie Meyer in Zürich Freundschaft geschlossen. 1861/62 und 1866/67 war er für jeweils knapp 300 Tage italienischer Ministerpräsident.

15 Nils, S. 98.

16 Gedichte »In der Kirche« und »Der Sectirer«; Meyer, *Sämtliche Werke*, Bd. 6, S. 34, 36.

17 Nils, S. 99.

»Einfache brüderliche Einigung und das Festhalten an reiner Lehre und weiten Horizonten war das ursprüngliche Prinzip dieses Bundes. Wie aber bildete es sich in der Praxis aus! –

Die erstrebte Freiheit von den Kirchenordnungen führte zum unseligen Individualismus in Lehre und Lebensanschauung, zu beständigen Differenzen unter den Brüdern, die sich gegenseitig in Bann erklärten, zu immer neuen Trennungen in immer kleiner und kleinlicher werdende einflußlose Sekten. – Statt zu weiten Verbrüderungen – zu schroffster ausschließlicher Engherzigkeit.«¹⁸

Auch Wingfields »religiöse Begeisterung« nahm in späteren Jahren ab; in welche Richtung er sich entwickelte, lässt sich aus den an dieser Stelle etwas kryptischen Erinnerungen Betsys jedoch nur erahnen. 1877 zog er mit seiner Frau »in einem Gefühl geistiger Vereinsamung« vom Bodensee nach Zürich, um sich »wissenschaftlichen Zentren [zu] nähern«, und hier verfiel er durch die Beschäftigung mit der »deutschen [theologischen?] Wissenschaft« ins andere Extrem, also wahrscheinlich in den Unglauben. Meyer, den er gelegentlich noch besuchte, empfand dies als »schmerzliche Enttäuschung« und klagte seiner Schwester: »Was ist aus unserm ehemaligen reinen Ideal englischer unabhängiger Frömmigkeit geworden. Welche Extreme in diesem Lebensgange!«¹⁹

Dichtung

Rochat dagegen blieb den »Brüdern« treu – und pflegte auch den Kontakt mit Meyer weiter. Dass 1864 dessen erstes Buch, *Zwanzig Balladen von einem Schweizer*,²⁰ das Licht der Öffentlichkeit erblickte, war nicht zuletzt Rochats Zureden zu verdanken. Nachdem der Dichter ihm mehrere Geschenkexemplare davon hatte zukommen lassen, sprach Rochat – der laut Meyer »wahrlich kein Schmeichler« war²¹ – ihm brieflich seine Anerkennung aus:

»Dieser Band enthält so viele schöne Dinge, dass ich ihn mit Begeisterung immer wieder gelesen habe. [...] Ich begnüge mich damit, Sie zu loben und Ihre besten Sachen vorzulesen, wo immer ich Gelegenheit dazu habe.«²²

Der Brief, aus dem dieses Zitat stammt, ist der älteste in einer Reihe von 14 Briefen Rochats, die sich in Meyers Nachlass in der Zentralbibliothek Zürich erhalten haben. Ab 1869 veröffentlichte Meyer durchschnittlich alle ein bis zwei Jahre ein neues Buch, wovon Rochat in der Regel ein Exemplar erhielt. In seinen Dankesschreiben wusste der »Philolog«²³ durchaus differenziert zu urteilen; während er zu den Versepen *Huttens letzte Tage* (1871) und *Engelberg* (1872) keinen rechten Zugang fand, hielt er den Roman *Jürg Jenatsch* (1876) für ein »Meisterwerk«,²⁴ und von der humoristischen Novelle *Der Schuss von der Kanzel* (1878) war er »begeistert«, vor allem von der Figur des Kirchenvorstehers Krachhalder:

»Der Krachhalder könnte nicht besser sein. Dieser Typ ist perfekt [getroffen], ein echtes Gewächs der Landeskirche. Mit meisterlicher Hand haben Sie in wenigen Strichen die halb poetische, halb dumme Anhänglichkeit gezeigelt, die die Staatskirche weckt, ohne die geringste Herzensüberzeugung (nicht immer).«²⁵



Betsy Meyer (1907)

18 Ebd., S. 98f.

19 Ebd., S. 99f.

20 Unter dem Titel »Der Hugenot« enthält die Sammlung auch eine Frühfassung der berühmten Ballade »Die Füße im Feuer«.

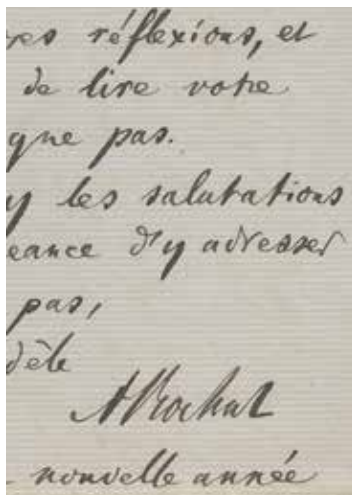
21 Meyer an Mathilde Wesendonck, 8. Dezember 1871; in: Friedrich Wilhelm Freiherr von Bissing: *Mathilde Wesendonck. Die Frau und die Dichterin. Im Anhang: Die Briefe C. F. Meyers an Mathilde Wesendonck*, Wien (Anton Schroll) 1942, S. 71.

22 Rochat an Meyer, zwischen August und November 1864; Zentralbibliothek Zürich, Ms CFM 339.10.1 (im Original französisch, wie alle folgenden Briefzitate Rochats).

23 Betsy Meyer schrieb am 17. März 1880 an Meyers Verleger Hermann Haessel, Rochat sei »ein großer Philolog« (C. F. Meyers Briefwechsel. *Historisch-kritische Ausgabe*, hrsg. von Wolfgang Lukas und Hans Zeller, Bd. 4.3, Göttingen [Wallstein] 2015, S. 42).

24 Rochat an Meyer, 14. November 1878; ZB Zürich, Ms CFM 339.10.4.

25 Rochat an Meyer, 25. Februar 1878; ZB Zürich, Ms CFM 339.10.7.



Namenszug Rochats im Brief vom
26. Dezember 1877

Kritik übte er jedoch wiederholt an der zu großen »Schroffheit«, die er in den Novellen *Der Schuss von der Kanzel*, *Der Heilige* (1880) und *Gustav Adolfs Page* (1882) zu finden meinte:

»Bei Ihnen gibt es nie eine Spur von Schwäche – vielleicht zu viel Kraft, d. h. man spürt sie etwas zu sehr. Bevor man Sie etwas schreiben lässt, sollte Ihre Frau Sie acht Tage bei Wasser und Brot einsperren.«²⁶ – »Ich würde mir manchmal wünschen, etwas mehr Gutmütigkeit bei Ihnen zu sehen, weniger Spannung und Schroffheit.«²⁷

Zur Novelle *Der Heilige* konnte Rochat dem Dichter sogar einige sprachliche und inhaltliche Verbesserungsvorschläge machen, die in Folgeauflagen Berücksichtigung fanden.

Briefe

Dass Rochat 1875 nach Stuttgart umzog, tat der Freundschaft keinen Abbruch, sondern intensivierte wahrscheinlich die Korrespondenz, da nun keine Möglichkeit zu persönlichen Besuchen mehr bestand (soweit wir wissen, sahen sich Meyer und Rochat nach 1875 nicht mehr). Meyer war allerdings nicht als fleißiger Briefschreiber bekannt und schickte gelegentlich nur Postkarten, was Rochat 1877 zu der ironischen Frage veranlasste, ob dies eine Gewohnheit sei, die Meyer speziell für »Sektierer« eingeführt habe.²⁸ Er selbst gab dem Freund immer wieder Einblicke in seine Lebensumstände, berichtete etwa von einem Umzug in eine andere Wohnung oder teilte Neuigkeiten von den Familien Rossier und Graffenried mit, die Meyer demnach ebenfalls gekannt haben muss.

Von brüdergeschichtlichem Interesse ist vor allem der Brief vom 21. August 1882, in dem Rochat ausführlich von seiner Arbeit an der Revision des Elberfelder Alten Testaments erzählt:

»Vor etwa einem Jahr habe ich eine Übersetzung ins Deutsche in Angriff genommen, oder besser gesagt die Überarbeitung einer deutschen Übersetzung, die einst ein wenig zu hastig von Herrn Darby angefertigt worden war. [...] Etwa alle drei Monate kommen zwei meiner Freunde aus Elberfeld für rund zwei Wochen hierher in mein Arbeitszimmer, und dank ihrer Erkenntnisse legen wir einen endgültigen Text fest. Der eine kennt die Bibel in- und auswendig, der andere ist vor allem für die deutschen Formulierungen hilfreich. Ich habe Jesaja sechsmal hintereinander komplett durchgearbeitet, das wird Ihnen eine Vorstellung von der Genauigkeit oder zumindest der Sorgfalt geben, die ich in diese Arbeit stecke. Hiob habe ich fertiggestellt, nachdem ich ihn dreimal durchgearbeitet habe. Neben dem Hebräischen ziehe ich eine Vielzahl anderer Übersetzungen zu Rate, oder besser gesagt, wir konsultieren sie jedes Mal im Detail, wenn wir an die endgültige Redaktion gehen. [...] Im vergangenen Juni haben wir zwei Wochen lang acht Stunden pro Tag an Jesaja gearbeitet. Die Fassung ist erst dann endgültig, wenn ich ihr zugestimmt habe. Beachten Sie übrigens, dass es dabei nicht um schönen Stil oder überhaupt um irgendeinen Stil geht, sondern darum, das Hebräische so genau und wörtlich wie möglich wiederzugeben und dabei, so gut es geht, für jedes hebräische Wort überall dasselbe deutsche Wort beizubehalten (eine kolossale Arbeit!). An jeder zweifelhaften Stelle gebe ich in

26 Ebd.

27 Rochat an Meyer, November 1882; ZB Zürich, Ms CFM 339.10.12.

28 Rochat an Meyer, 26. Dezember 1877; ZB Zürich, Ms CFM 339.10.5. Der Verbleib von Meyers Briefen und Postkarten an Rochat ist unbekannt.

einer Anmerkung zwei, sogar drei verschiedene Übersetzungen an, damit der Leser in voller Kenntnis der Sachlage entscheiden kann usw. [...] Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, dass all diese Arbeiten unbezahlt sind [...].«²⁹

Wie selbstverständlich Rochat »Herrn Darby« noch als bekannt voraussetzte, ist bemerkenswert. Aber vielleicht hatte Meyer diesen sogar einmal persönlich gehört oder kennengelernt, denn sowohl 1853 als auch 1860 hatten sich beide gleichzeitig in Lausanne aufgehalten. Von den beiden »Freunden aus Elberfeld«, die Rochat erwähnt, dürfte einer Rudolf Brockhaus (1856–1932) gewesen sein, dessen Mitarbeit an der Bibelrevision in der brüdergeschichtlichen Literatur als gesichert gilt.

Glaube

Dass Rochat ausgerechnet Meyer von dieser Arbeit berichtete, erstaunt ein wenig, denn Glaubensthemen kommen in der Korrespondenz sonst fast nie zur Sprache. Möglicherweise war Rochat gar nicht bewusst, dass Meyer im Jahrzehnt von 1875 bis 1885 eine eher skeptische Phase durchlebte, in der Diesseitigkeit und Ästhetik in seinem Denken die Oberhand über Religion und Moral gewannen.³⁰ Meyer selbst beschrieb seine Entwicklung 1888 in einem Brief an seinen gläubigen Freund Félix Bovet (1824–1903) wie folgt:

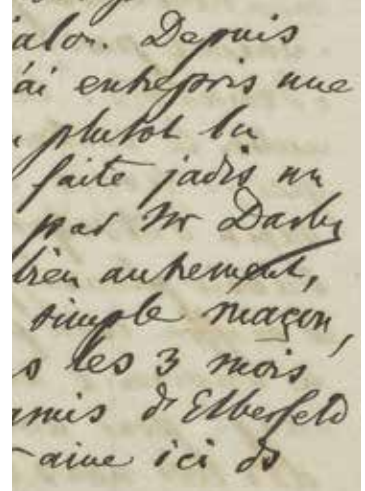
»Trotz all meiner Bemühungen, dem Christentum zu entkommen, zumindest seinen letzten Konsequenzen, fühle ich mich jedes Jahr mehr dorthin zurückgeführt von einer Macht, die stärker ist als ich, manchmal sogar mit extremer Gewalt und unter Missachtung aller kritischen und philosophischen Wissenschaft.«³¹

Im Frühjahr 1892, wenige Monate nach Veröffentlichung seiner letzten Novelle *Angela Borgia* (1891), verfiel der Dichter erneut in Depressionen und Wahnvorstellungen, die einen vierzehnmonatigen Aufenthalt in der Heilanstalt Königsfelden (Kanton Aargau) notwendig machten. Sein Geist hellte sich zwar wieder etwas auf, aber zu ernsthafte dichterischer Produktion war er nicht mehr in der Lage, auch wenn seine ehrgeizige Frau Louise (1837–1915) ihn immer wieder dazu drängte. Was er in seinen letzten Lebensjahren noch zu Papier brachte – z. T. wahrscheinlich unter Mithilfe oder Überarbeitung seiner Frau –, waren vorwiegend schlichte und kunstlose fromme Reimereien, die mit Recht nicht für druckreif gehalten wurden.

Am 28. November 1898 starb Conrad Ferdinand Meyer in seinem Haus in Kilchberg bei Zürich, 73 Jahre alt. Alfred Rochat sandte der Witwe eine Beileidskarte, die mit einem dezenten Hinweis auf den persönlichen Glauben der beiden Freunde endet:

»Wir möchten Frau Meyer unser tiefes Mitgefühl für den Verlust aussprechen, der sie soeben getroffen hat. Wir werden Herrn C. F. Meyer, mit dem wir einst so viele schöne Gesprächsstunden verbrachten, bis zum Ende in lebendiger, liebevoller Erinnerung behalten; und ich werde nie meine langen Spaziergänge mit ihm vergessen, bei denen er mir von seinen Träumen als Dichter erzählte. Ich sage ihm mit Zuversicht: Auf Wiedersehen!«³²

Michael Schneider



Brief vom 21. August 1882 mit Erwähnung von Darby und Elberfeld

29 Rochat an Meyer, 21. August 1882; ZB Zürich, Ms CFM 339.10.11.

30 So Robert d'Harcourt: *C.-F. Meyer. Sa vie, son œuvre (1825–1898)*, Paris (Félix Alcan) 1913, S. 423.

31 Meyer an Félix Bovet, 14. Januar 1888; in: *Briefe Conrad Ferdinand Meyers. Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen*, hrsg. von Adolf Frey, Leipzig (H. Haessel) 1908, Bd. 1, S. 139 (im Original französisch).

32 Rochat an Louise Meyer, nach 28. November 1898; ZB Zürich, Ms CFM 339.10.14.